

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 33

Artikel: Vor 150 Jahren starb Friedrich der Grosse
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646638>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wieder zurück. Dies geschah in langwierigem Kampfe mit den Bischöfen von Lausanne. Es ging vorab um den Besitz der Regalien: die Wegzölle, Verkaufszölle, das Münzrecht, der Markt, die Maße, das Bannrecht, die Wasserläufe etc. Im Kampf um diese vitalen Rechte benötigten die Züringer fester städtischer, d. h. mauerbewehrter Stützpunkte. Sie befestigten die wichtigsten Raftorte, gaben ihnen Rechte und gliederten sie so in ihr Machtssystem ein.

Bern von Taberna.

Nach diesen Feststellungen kommt Dr. Strahm in seinem Buche noch auf die alte Namenfrage zu sprechen. Er äußert unverbindlich die Ansicht, der Name Bern sei von Taberna abzuleiten, entstanden analog der Ortsnamen Einigen (ursprünglich Zeinigen — von Ceinigin) und Erlach (ursprünglich Zerlach von Cerliacum) aus Taberna, z'Taberna, z'Bärn. Ein Anhaltspunkt für die Wandlung von Taberna in Bern ergibt sich aus dem Ortsnamen Bernkastel (ein Städtchen an der Mosel), das früher Castellum Tabernarium geheißen haben soll.

Schlußbemerkung.

Dr. Strahms Untersuchung hat eine ganze Reihe von dunklen oder strittigen Punkten in der Gründungsgeschichte der Stadt Bern abgeleuchtet und erneut zur Diskussion gestellt. Sie ganz abzuklären wird die Aufgabe der Berner Geschichtsforschung der nächsten Zukunft sein. Noch besteht nicht volle Gewißheit über die Kontinuität der Besiedelung auf den Aarehalbinseln. Noch weiß man nicht, wie und wann die Schwellen entstanden, welchem ursprünglichen Zwecke sie dienten; auch der Stadtbach gibt Probleme auf. Folgewichtig erscheint uns der Bräutentopffund am Altenberg, von dem Schellhammer berichtet. Die Raftort-Hypothese hat die Festlegung eines sicheren Aareüberganges zur Voraussetzung. Hier muß die Forschung weiter geführt werden.

Dr. Strahm ist der literarischen Geschichtsschreibung abhold; darum zeichnet er uns auch kein Phantasiebild des von ihm entdeckten vorzähringischen Bern. Daß er an ein solches fest und sicher glaubt, darüber läßt er uns nicht im Zweifel. Nun hat er aber über die bloßen wissenschaftlichen Feststellungen hinaus sehr viel Vorstellungsmaterial zusammengetragen. Er wird es nicht hindern können, daß die nachschaffende Geschichtsschreibung das alte Bern zuhänden der jungen Generation neu aufbaut.

Etwa so: Eine uralte Siedelung um ein römisches Kastell (das spätere Reichsschloß Nideck) geschart; mit Mauern und Brücken. Jahrhunderte später entsteht die Neumarktanlage, das Burgum, mit Marktständen die lange Gasse hinunter, mitten über dem hergeleiteten Bach; mit vorgebauten Marktbuden; mit beschilderten Tavernen, vor denen sich die Pferde- und Maultierkolonnen stauen. Eines Tages erscheint Herzog Berchtold mit großem Kriegsfolge. Das Burgum erweist sich als zu klein, zu unbesichert in der gefährlichen Zeit, die jetzt anhebt. Bauleute gehen ans Werk, errichten Mauern und Torturm: das zähringische Bern ist entstanden. Man zählte 1191 H. B.

Vor 150 Jahren starb Friedrich der Grosse.

Zum 17. August 1936.

Es kommt nicht von ungefähr, wenn das heutige nationalsozialistische Deutschland in Friedrich dem Großen den Nationalhelden verehrt und einen Kult mit ihm treibt, der uns nüchternen Schweizern nicht durchwegs zusagt. Vergessen wir aber nicht, daß der Große Fritz die Größe Preußens

und damit des heutigen Deutschland — schuf und gegen eine Welt von Feinden verteidigte, daß sich Deutschland heute — ob durch eigene oder fremde Schuld braucht hier



König Friedrich der Grosse von Preussen.

Nach dem Bild von Anton Graff. Friedrich der Grosse starb am 17. August 1786, also vor 150 Jahren.

nicht erörtert zu werden — ebenfalls zahllosen Feinden gegenübersteht. In solchen Zeiten klammert sich jedes Land gerne an die glorreichen Epochen seiner Geschichte und schöpft daraus die Kraft zum Durchhalten und den Willen, die verlorene Weltgeltung mit allen Mitteln wieder zu erwerben. Von der großen Popularität unseres Monarchen sprechen aber auch die vielen Anekdoten, die sich wie ein Kranz blühender Rosen um die Gestalt des Großen Fritz winden, die allein Bände füllen und von einer seltenen Originalität sprechen.

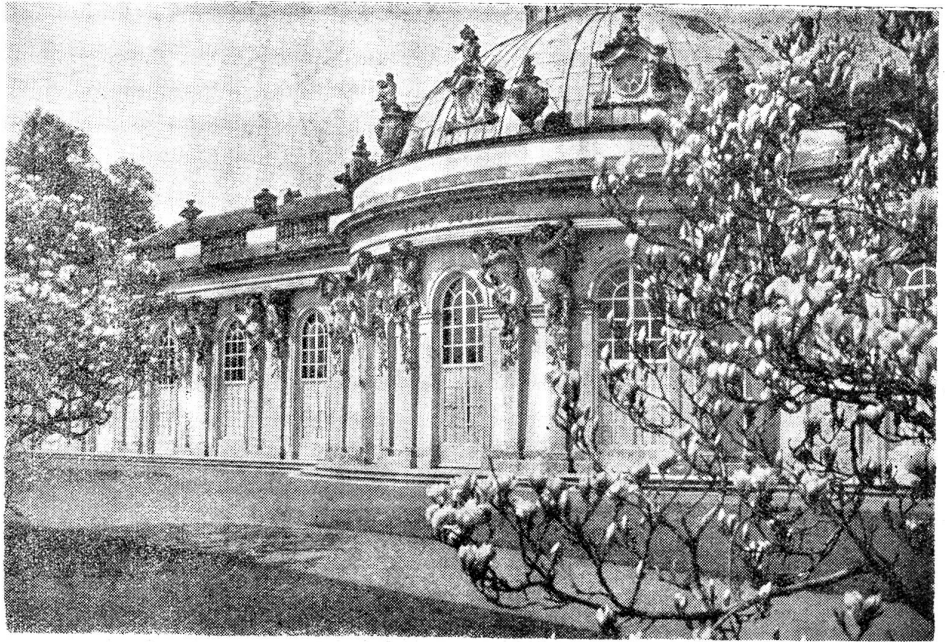
Daß Friedrich der Große auch seine Fehler hatte, ist klar. Nicht umsonst schrieb ein Chronist am 17. August 1786, als der König die Augen für immer geschlossen hatte: „Es war totenstill, aber niemand war traurig.“ Wir können diese Stimmung sehr gut verstehen. Das Volk war durch die vielen Kriege verarmt. Die Steuern, die aus dem verarmten Volk herausgepreßt wurden, dieweil der Adel und Großgrundbesitz fast unbelastet blieben, lasteten schwer, so schwer, daß wohl eine unbelastete Stimmung der Erleichterung aufkommen konnte. Zudem war der alte Fritz, von den Schmerzen der Gicht geplagt, ein etwas ungenießbarer, reizbarer Mensch geworden, der sich ab und zu zu Gewalttaten hinreißen ließ, der mit seiner Bevorzugung französischer Art, Kultur und Bildung bei den preußischen Germanen wohl im Geheimen Kopfschütteln erweckte. Aber selbst der Neid und der Haß werden nicht um die Anerkennung herumkommen, daß Friedrich ein großer Mensch und Monarch war, der auf vielen Gebieten wertvolle Reformen einführte. In seinem Testament sagte er: „Ich habe mich mit allen Kräften bestrebt, den Staat glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Gerechtigkeit herrschen lassen; ich habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Manneszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europas den Vorrang erhalten hat. Meine letzten Wünsche gelten der Glück-

seligkeit meines Reiches. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden. Möge es stets durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein ...!" Aus diesem Vermächtnis könnten die jetzigen deutschen Machthaber immerhin noch manches lernen.

Friedrich der Große hatte eine sehr schwere Jugendzeit. Der bekannte Konflikt zwischen Vater und Sohn nahm schon früh einen tragischen Charakter an. Der Vater war durch und durch Soldat, der Sohn dagegen hatte französischen Geist in sich aufgenommen, zunächst durch die verwitwete Oberstin von Rocoulle, dann aber vor allem durch den französischen Hofmeister Duhan de Tandun. Der Vater hatte dem Erzieher befohlen, den Sohn freizuhalten „von allem aufgeblasenen Stolz und Hochmut“, ihn zu Sparsamkeit und „Dhemut“ zu erziehen. Die lateinische Sprache hielt er für unnötig, dagegen verlangte er volle Beherrschung der französischen Sprache in Wort und Schrift, mathematische Kenntnisse u. Herr von Voën urteilte über den Kronprinzen: „Er zeigt bei seinem zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit ... Er ist ein überaus munterer, lebhafter Prinz. Er hat eine sehr feine und geistreiche Bildung ...“ Graf Sedendorf, der Vertreter des Wiener Hofes in Berlin, aber schrieb spottend an Prinz Eugen, der Kronprinz rühme sich, ein großer Poet zu sein, er könne in zwei Stunden hundert Verse machen, sei Musiker, Moralist, Physiker, Mechaniker, er werde aber weder ein General, noch ein Krieger. Der gute Sedendorf hat sich da gründlich getäuscht. Immerhin, der Jüngling haßte den herrschenden militärischen Zwang, die absolute Unterordnung unter den väterlichen harten Willen und brachte es dazu, daß der Vater, Friedrich Wilhelm I., sehr oft Gelegenheit hatte, über den „effeminierten Kerl“, den „Querpfeifer und Poeten“, den „Schöngeist“ zu schimpfen. Es fehlte auch an tätlichen Strafen schwerer Art durchaus nicht. Der derbe Ton und die gemeinen Späße der „Tabakskollegen“ des Vaters widerten den Sohn an, stachelten ihn zu passiver Resistenz und offener Gehorjamverweigerung auf. Lieber saß er bei seinen Büchern, stolzierte im leinenen Schlafrock als im Soldatenkleide herum, so daß der Vater dem „weibischen Kerl“ einmal im Zorn diesen Schlafrock ins Feuer warf.

Der 16jährige Kronprinz kam zum Besuche an den Dresdener Hof, wo leichte Sitten herrschten. Hier wurde die Sinnlichkeit des Jünglings in einer Art geweckt, daß kurze Zeit später der erotische Appetit sogar zu internationalen Verhandlungen führte. In seiner Jugend tobte sich der Kronprinz mit dem Ewigweiblichen so aus, daß als Mann nur ein Ekel übrigblieb und der König zum Weiberfeind wurde. Daran mag der Umstand mit schuld sein, daß er eine Ehe mit einer zeit lebens ungeliebten Frau einging, mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern.

Das Verhältnis zwischen Sohn und Vater spitzte sich derart zu, daß der junge Fritz sich zur Flucht nach England entschloß. Die Leutnants von Ratte und von Keith zog er ins Vertrauen. Der Fluchtplan wurde aber durch einen ungenau adressierten Brief des Kronprinzen, der an einen falschen Ratte kam, verraten. Der König schlug den Prinzen



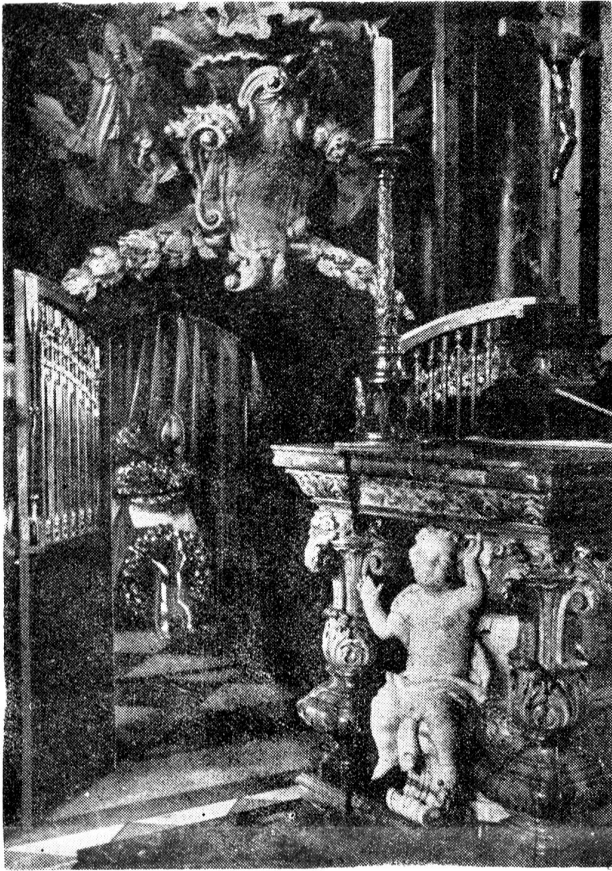
Schloß Sanssouci in Potsdam, in dem Friedrich der Große am 17. August 1786 starb.

mit seinem Stode blutig, ließ den „feigen Deserteur ohne Ehre“ verhaften, vor Kriegsgericht stellen, das zwar das Vergehen des Kronprinzen nicht als Fahnenflucht hinstellte, aber Ratte zum Tode verurteilte. Vor den Kerkerfenstern auf der Festung Küstrin wurde er hingerichtet. Keith hatte sich flüchten können. Nach der Festungshaft kam Friedrich auf die Kriegs- und Domänenkammer Küstrin, wo sich allmählich eine Sinnesänderung vollzog, der nach einigen Jahren die Ausöhnung folgte.

Mit 28 Jahren, im Jahre 1740, bestieg Friedrich der Große den Thron. An Voltaire schrieb er: „Der Dichter und der Fürst sind eins geworden; das Volk, dem meine Liebe gilt, ist jetzt die einzige Gottheit, der ich diene; lebt wohl ihr Verse, ihr Konzerte, ihr Freuden alle, Voltaire selber, lebe wohl!“ In guten Vorlägen fehlte es sicher nicht. Die Folter wurde abgeschafft, die Religionsfreiheit eingeführt („Hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden“), der Grund zu einer neuen Akademie gelegt, auf dem Papier die Pressefreiheit garantiert (die Gazetten sollen nicht behindert werden, wenn sie amüsant sind). Vieles blieb allerdings auf dem Papier. Die abgeschaffte Zensur wurde nur zu bald wieder eingeführt.

Den Tod des deutschen Kaisers Karl VI. benutzte der junge König zur Eroberung von Schlesien, zum Krieg gegen die junge Königin Maria Theresia, was Ludwig XV. von Frankreich zu dem Ausruf veranlaßte: „C'est un fou, cet homme là est fol!“ Aber in dem nun folgenden Kampfe bereitete er der Mitwelt gewaltige Ueberraschungen. Man hatte ihm kriegerische Fähigkeiten vollkommen abgesprochen. Nun mußte ein französischer Höfling seinem Hofe in Paris melden: „Dieser Fürst befehligt seine Armee nicht nur in allen wesentlichen Dingen, wie ein einfacher General tun würde, sondern verrichtet auch alle andern Hauptgeschäfte, wie er denn auch unter den Zelten in der Mitte seines Lagers sein Quartier aufgeschlagen hat. Er selbst erteilt alle Befehle und kümmert sich um alle Einzelheiten, welche in unserer Armee dem Wachmeister der Reiterei und dem Majorgeneral obliegen; er greift in die Verpflegung, die Artillerie und das Geniewesen ein. Morgens um 4 Uhr steht er auf, steigt zu Pferde, reitet von links nach rechts alle Posten in der Umgebung seines Lagers ab. Er erteilt selber Befehle und Anweisungen an alle Generale und Ab-

teilungsoffiziere, die er auf Refognoszierung schickt; ihm erstatten alle Bericht. Desgleichen führt man ihm alle Ausreißer und Spione vor, die er ausfragt wie die Gefangenen.“



Gruft Friedrichs des Großen in der Garnisonkirche von Potsdam, die zu einem Wallfahrtsort der Deutschen geworden ist.

Wir können die kriegerischen Aktionen der Regierungszeit Friedrich des Großen, die nur ein Ziel hatten, Preußen zur fünften Weltmacht zu erheben, nur kurz streifen. 1741 wurden die Oesterreicher in der Schlacht bei Mollwitz geschlagen, 1742 zwischen Gzslau und Chotusitz. Maria Theresia mußte 1742 in die Abtretung von Schlesiens einwilligen. Im zweiten schlesischen Kriege (1744—45) behauptete Preußen diesen Besitz in einer Reihe blutiger Kämpfe.

Maria Theresia konnte den Verlust von Schlesiens aber nicht verwinden. Sie brachte ein Bündnis zwischen Oesterreich, Frankreich und Rußland gegen Preußen fertig, das den siebenjährigen Krieg heraufbeschwor. Sarkastische Bemerkungen gegen die sittenlose Kaiserin Elisabeth von Rußland und die Marquise von Pompadour hatten Friedrich Rußland und Frankreich entfremdet. Siege und Niederlagen wechselten ab. Ungeheuer war die Not, die das Land zu ertragen hatte. Steuern und wieder Steuern mußten mit rücksichtsloser Gewalt eingetrieben werden. Verzweifelt war die Lage im Jahre 1761 für Friedrich. Da starb seine erbitterteste Feindin Elisabeth. Der Nachfolger, Peter III., war ein Bewunderer Friedrichs des Großen, schloß Frieden mit Preußen. Zwar wurde er bald darauf ermordet, aber auch seine Gattin Katharina II. führte den Kampf nicht fort. So mußte sich im Frieden von Hubertusburg 1763 Oesterreich endgültig beugen.

Auch in der Folgezeit war Friedrich eifrig bestrebt, ein gutes Heer zu halten. Dazu brauchte er Geld. Merk-

würdigerweise ließ er Franzosen als Steuereintreiber kommen, die zuerst versuchten, auch die Adligen heranzuziehen, gemäß der Weisung des Königs: „Nehmen Sie von denen, die bezahlen können, ich gebe sie Ihnen preis.“ Aber bald mußten sie zurückstecken. Das Tabakmonopol wurde eingeführt, die Biersteuer erhöht, der Lebensbedarf des Volkes verteuert, dem Arbeiter befohlen, so wohlfeil als möglich zu leben, damit ihm nur ein kleiner Lohn bezahlt werden müsse. Ferner wurde in der Handwerksordnung verfügt: „Wenn die Gesellen unter irgend einem Vorwand einen Aufstand machen . . ., so sollen dergleichen Frevler und boshafte Verächter unserer Handwerksordnung nicht allein mit Gefängnis-, Zuchthaus- und Festungshausstrafe belegt, sondern auch am Leben gestraft werden.“ Der Bauer mußte einen Drittel bis zur Hälfte seiner Ernte als Steuer abliefern, den Untertanen wurde befohlen, der Herrschaft Treue, Ehrfurcht und Gehorsam entgegenzubringen. Sie durften das Herrschaftsgut nicht einmal verlassen. Am schönsten aber ist die Verfügung: „Ehen, die ohne herrschaftliche Erlaubnis geschlossen werden, behalten zwar ihre Verbindlichkeit, die Uebertreter mögen aber mit Arrest oder anderer verhältnismäßiger Leibesstrafe belegt werden.“ Den Großgrundbesitzern war die körperliche Züchtigung des „Gesinde“ — d. h. ihrer Arbeiter — erlaubt. Ist es da zu verwundern, wenn der Dichter Wieland schrieb: „Unter den Bürgern herrscht große Armut und niemand ist mit der Regierung Friedrichs zufrieden, alle kritteln, murren und beschweren sich?“

Immerhin darf man nicht außer Acht lassen, daß die Verhältnisse oft stärker waren als der gute Wille des Königs. Er war ein Schaffer, der sich selbst nur wenig Muße gönnte. „Nichts sieht dem Tode ähnlicher als der Müßiggang“, pflegte er zu sagen. Auch unter den größten Schmerzen schränkte er sein Tagewerk, das morgens 4 Uhr begann, nicht ein: „Mein Leben ist auf der Reize, die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Am 17. August 1786 starb Friedrich der Große. Seine Gebeine ruhen in der Garnisonkirche zu Potsdam. Seinem Zeitalter hat er auf alle Fälle den Stempel aufgedrückt. V.

Still liegt die Welt im Morgenlicht.

Von Johanna Siebel.

Still liegt die Welt im Morgenlicht
und lauscht, was ihr der Tag verspricht,
ob Freuden oder Leiden,
und ist gewillt zu beiden.

Sie muß gewillt zu beiden sein,
zu Sonnenlicht und Wetterchein.
Der Pflug der Pflicht und Mühn
wird seine Furchen ziehen.

Und wo zutiefst er aufgewühlt
die Welt und sie die Pflugschar fühlt,
wird fern ein Tag ihr geben
das allerreichste Leben. —

Bist du nicht auch ein Teil der Welt,
o Mensch, und auch vom Tag erhellt?
So sei auch du zu beiden
gewillt, zu Freud und Leiden.

Und wenn der Tag die Pflugschar schickt
der Leiden, daß dein Herz erschrickt:
Laß' still die Zeit nur walten,
auch du wirst Ernte halten.